

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Heimsuchung

gleitung. Sie antwortete ihm zornig und sagte, sie habe nicht gewußt, daß er ein so armlüger Mann sei, und verließ seinen Hof. (Er erfüllt nicht die germanische Pflicht der Gastfreundschaft, die nach Tacitus kein Volk so pflegte wie die Germanen.)

Sie dachte nun daran, ihren Bruder Björn am Breidifjord aufzusuchen. Als der von ihrer Absicht hörte, ritt er ihr mit großem Gefolge entgegen und empfing sie freundlich und lud sie zu sich ein mit allen ihren Begleitern, denn er kannte wohl den stolzen Sinn seiner Schwester. Sie dankte ihm für sein großartiges Anerbieten."

Im Frühjahr fährt Aud dann auf Landnahme. „Sie besuchte das ganze Talgebiet und nahm Land in Besitz, soweit sie Lust hatte.“ Im innersten Teil des Fjords fand sie die Hochsitzeisen, die sie nach der Sitte der heidnischen Landnehmer im Angesicht der neuen Küste ins Wasser geworfen hatte, damit sie, die dem Gotte Thor geweiht waren, den rechten Siedlungsplatz bestimmten. „Sie ließ einen Hof dort bauen und vergab mehreren Männern Anteile an dem von ihr in Besitz genommenen Lande.“ Und dann erzählt die Saga von dieser Frau, wie sie für ihre Enkel und Leute sorgt, wie sie wieder drei Töchter ihres toten Sohnes gut verheiratet und zuletzt dem Enkel Olaf rät, sich zu vermählen. „Du hast recht“, sagt Olaf. „Doch ich will nur eine Frau nehmen, die weder Dein Anwesen noch Dein Ansehen vermindert.“ Dann wählt er eine Frau und Aud rüstet die Hochzeit mit großer Pracht, so hochbetagt wie sie ist. „Am Hochzeitstag“, berichtet die Saga, „schloß Aud ziemlich lange, war aber doch auf, als die Eingeladenen kamen, ging ihnen entgegen und empfing sie mit Würde“. Dann vermählte sie vor Zeugen dem geliebten Enkel ihren Hof und verläßt frühzeitig den Saal. „Sie ging schnell durch den Saal nach der Tür, und die Gäste sprachen untereinander, wie stattlich die Frau noch sei“. „Am nächsten Morgen ging Olaf in das Schlafgemach seiner Großmutter. Da saß Aud im Bett gegen die Kissen

gelehnt und war tot... Alle Leute sprachen ihre Bewunderung darüber aus, wie Aud ihre Hoheit bis zum letzten Augenblick bewahrt hatte“. Am letzten Tage des Festes, das nun Hochzeit und Totenfeier zugleich war, „wurde Aud in den Hügel übergeführt, der für sie bestimmt war. Sie wurde in einem Schiff im Hügel begraben und vieles Gut ihr mitgegeben“.

Die Hoheit ihrer Gestalt, der bleibende Wert ihrer Persönlichkeit, die zu Dank verpflichtende Treue zur Ehre, zum Ansehen ihrer Sippe und ihrer Volksgemeinschaft bleibt über Jahrhunderte den Ihrigen in der Erinnerung. Sie, die — auf Irland zum Christentum getauft — alles so heilig hielt, was alte Sitte ihr überliefert hatte, wurde von den Ihrigen auf den Hügeln über dem Hof, auf denen „sie zu beten pflegte“, heidnisch verehrt, und in diese Hügel, glaubte man, gingen die Toten ihres Blutes ein zur Feier im Sippenaal hinter dem sichtbaren Leben. Der germanische „Weg zu den Müttern“, der auch der Weg zu den Vätern ist, deutet sich hier in der schmucklosen Sagaerzählung an, der Weg nicht zu Schatten und nicht zu Engeln und nicht ins Nirwana, sondern ins Reich des Gemeinschaftsfriedens hinter der Welt der Tat, in dem die bewunderte große Persönlichkeit für die Ihrigen weiterwirkt aus demselben heiligen Lebensgrunde, der ihre Erben nährt und trägt.

*

Schrifttum:

Die Saga von Grettir dem Geächteten, deutsch in der Sammlung Thule, Altnordische Dichtung und Prosa in Übersetzungen, Diederichs, Jena, Bd. 5. (Die Saga von Aud bes. in Bd. 6 und 23.) Eine von Prof. Gustav Neckel eingeleitete Neudichtung „Grettir“ schrieb Ursula Jabel, Klein Verlag, Leipzig, 1932 (Kl. 3,—). Über „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“ handelt grundlegend die 1934 in 3. Aufl. bei Teubner, Leipzig, erschienene Schrift von Gustav Neckel. Meine Arbeit: Herz und Altar, Bd. I, Persönlichkeit und Gemeinschaft, Klein, Leipzig, 1934, sucht ihn zu ergänzen.

Johannes Linke Die Heimsuchung.

Der Dorfkrämer Ludwig Scherbauer hatte an diesem Abend, nachdem er seine Tageseinnahmen überprüft und weggeschlossen hatte, wie an jedem Abend seines geregelten Lebens im nachbarlichen Wirtshaus geessen und seine gewohnten zwei Maß Bier getrunken, die er sich wahrhaftig leisten konnte. Er hatte nicht allein am Eckische zu sitzen brauchen: der Kirschbauer war gekommen und der alte Pankehl, der Schuster; der Schreiner-Niklas hatte sich in die Wirtsstube geschoben, der Wegmacher-Franz war ihm nachgefolgt und dann der Silveiten-Michl von den Ein-

öden; und schließlich hatte auch noch der Wirt wie gewöhnlich seinen Armsessel an ihren Tisch gerückt, und an Unterhaltung hatte es nicht gefehlt. Die Männer mochten an diesem Abend nicht daheim in der Stube hocken bleiben, wo die Allerheiligen-Litanei bis tief in die Nacht hinein gebetet wurde. Ein halbes Stündchen hatten sie mitgetan: das, meinten sie, genügte, die Weiber und Kinder würden auch allein fertig werden. Sie hatten am Tage die Gräber ihrer Eltern, soweit sie nicht schon verfallen waren, geschmückt und ausgeputzt, den Weihbrunnkeßel frisch

aufgefüllt und Lichtlein in die Tannenreifer zwischen die Wachablumen gesteckt — ja, sie wußten genau, was sie den Verstorbenen und den Heiligen schuldig waren, aber eine ungestörte Stunde beim Bier mußte ihnen doch noch bleiben! Sie redeten von der guten Ernte dieses Herbstes, von der beginnenden Arbeit im Holz, wunderten sich miteinander über die frühen Schneefälle, die den Kamm der Berge nun schon zugedeckt hatten, freuten sich auf die winterliche Ruhezeit und beschworen die Toten dieses Jahres im Gespräch.

„Ja“, sagte der Krämer, „ihr kriegt jetzt wieder eine ruhige Zeit, aber bei mir gibt es kein Ausrasten, mein Geschäft geht das ganze Jahr fort, ich muß mich plagen immerzu“.

Die andern höhnten ihn. „Du und dich plagen!“ spötelte der Schuster, „da schaut euch seine Wampen an, wie er sich plagen muß!“

„Was verstehst denn du vom Plagen?“ meinte der Kirschbauer mit einer leichten Bitterkeit, „du hast ein Geschäft, Ludwig, was dir jeden Tag einen Haufen Geld einträgt, du hast keine Felder und keinen Hof und keine Schulden, hast kein Weib und keine Kinder!“ Der Krämer wollte seine Mühe und seine Sorgen ausführlich erzählen, aber die andern ließen ihn garnicht zu Worte kommen. Sie alle, die eine kleine Bauernwirtschaft führten und daneben noch andere Arbeit taten, sie alle, die eine Schar Kinder hatten, konnten die Klagen dieses Junggesellen, der als der reichste Mann in der Pfarrei galt, nimmermehr ernst nehmen.

„Ein Hof, das heißt ein Paßten Sorgen!“
„Und Kinder, das heißt nochmals ein Paßten Sorgen!“

Dann hatte der alte Pankel von seinen drei Söhnen erzählt, die schon vor dem Kriege nach Amerika ausgewandert waren, und von denen er seit langen Jahren nichts mehr gehört hatte. Der Silveiten-Michl gedachte seiner beiden Buben, die aus dem Kriege nicht wieder heimgekommen waren, der Schreiner flagte über seine jüngste Tochter, die von Klein auf an der Lungensucht litt und viel teure Arznei und mühsame Pflege kostete. Der Kirschbauer schalt auf seinen zweiten Buben, der in der Stadt in schlechte Gesellschaft geraten war, und den sie wegen eines Diebstahles eingesperrt hatten, und der Wegmacher seufzte über seine Älteste, die als Magd von jedem Dienstoffort ein lediges Kind heimbringe.

Ja, solche Sorgen kannte der Scherbauer-Ludwig freilich nicht. Er war flüger gewesen als die andern, die nun beim Bier ihren Kummer auspackten, und deren Klagereden er sich behaglich anhörte.

Dann hatten die Männer noch ein wenig gekartelt und waren in der zwölften Stunde heimgegangen.

Durch den Nebel, der die Dorfgasse verschleierte, hatte der Krämer die Lichtlein vom Gottesacker schimmern sehen. Auch auf den Gräbern seiner Eltern brannten wohl noch die Stümpfchen der hohen Kerzen, die er dort um die Dämmerung eigenhändig angezündet hatte. Ja, er hatte seine Eltern, von denen er das Haus mit dem Baumgarten und die Kramerei besaß, an diesem Tage geehrt, wie es sich für einen redlichen Menschen ziemte. Er brauchte sich keine Vorwürfe zu machen: er tat überall seine Pflicht. Keinen Lebenden hatte er

je betrogen, keinen Toten je geschmäht, mit keinem Menschen hatte er sich verfeindet, wenn ihn auch manche beneideten. An keinem Abend ging er ins Wirtshaus, ehe er die Anforderungen des Tages pünktlich erfüllt hatte.

In seinem Garten war er noch vor dem Stamme des Apfelbaumes stehen geblieben, den er hatte ausgraben lassen, weil er seit drei Jahren keine Frucht mehr trug, und hatte abgeschätzt, wieviel Bretter er etwa geben möge, und ob sie wohl für eine neue Ladenbank reichen könnten. Dann hatte er sich ein Tröpflein Weihbrunn auf die Stirn gespritzt, das Gebet gesprochen, sich zu Bett gelegt und war mit einem ruhigen Gewissen eingeschlafen, rasch und traumlos wie immer.

Es mochte um die dritte Stunde sein, als er auffuhr. Schritte kamen von der Dorfgasse durch den Obstgarten gegen sein Haus: nicht die eines einzelnen Menschen — es mußte eine große, große Schar sein. Was hatte das zu bedeuten? Nein, Diebe waren es nicht, die wären geschlichen und nicht mit schweren Sohlen aufgetreten. Wollten sich etwa seine Nachbarn in dieser schaurig-heiligen Nacht einen Scherz mit ihm erlauben? Oder sollten gar die Toten in diesen Stunden, die ihnen geweiht waren, aus den Gräbern steigen und ihn heimsuchen? Nein, die Toten, das hatte er von den Uralten gehört, die selber schon dem Tode verfallen waren, gingen lautlos, sie schwebten über dem Boden hin, ohne ihn zu berühren. Und außerdem: was tot war, blieb tot und kam nicht aus der geweihten Erde in das unheilige Dorf! Immer lauter klangen die Schritte, immer näher kamen sie, immer mehr wurden es. —

Dem Krämer stak ein Schrei im Halse, aber er konnte nicht schreien. Er wollte nach dem Schalter greifen und die Stube erhellen, denn im Lichte, das wußte er, würde ein Spuk zerfliegen und seine schreckliche Angst weichen — aber er konnte sich nicht rühren. Die Drud, dachte er, die Drud! Aber er saß ja aufrecht in seinem Bett, und die Drud drückte nur einen Liegenden.

Da schwoh die Brandung der Schritte durch den Hausgang. Er entsann sich genau, wie er die Tür verschlossen und mit dem Eisenriegel abgesperrt hatte. Sie mußten das Tor aufgedrückt haben. Oder träumte er diese bedrohlichen Schritte nur? Fieberte er? Er wußte gar nicht, was ein Fieber ist. An ihm hatte noch kein Doktor einen Groschen verdient. Nie war er krank gewesen. Nur ein kleines Magendrücken hatte er einige Male nach einer allzureichen Mahlzeit gehabt, und mitunter eine Atemnot ... Fieber konnte es wohl nicht sein, denn jetzt kam es getreten und gepoltert, gestampft und getrippelt, kam geschlürft und gehuscht, Kinderschritte, Frauenschritte, Männer Schritte. Und nun kamen sie auch zu ihm in die Stube. Die Tür wurde nicht geklinkt, nicht entriegelt, nicht aufgestoßen: sie blieb verschlossen und war doch offen, und mit aufgerissenen Augen sah der furchterstarnte Mann den Zug herandrängen, der gar kein Ende nahm. Hier gab es nur eines: die Flucht. Barfüßig, im Hemd durch das Fenster zu springen und die Nachbarn um Hilfe anzurufen, war in dieser Lage keine Schande. Aber er konnte sich ja nicht vom Flecke be-

wegen! Er war angefroren, hilflos allem ausgeliefert, was ihn bedrohte.

Nur anstarren konnte er seine Bedrücker, die den Raum der Stube ausfüllten, seine Bettstatt umstanden, durch den Ausgang stießen und draußen im Garten noch immer getrappt kamen.

Eigentlich sahen sie gar nicht schreckhaft aus. Es waren Kinder, Dorfbuben und Mädchen, wie sie hier in den Hütten der Nachbarn wohnten, aber auch städtisch gekleidete waren darunter. Jungfrauen im festtagsgewand waren es, Frauen in bäuerischer Tracht, im buntbedruckten Fürstuch und andere in feiner Kleidung, wie sie die Amtmanns- oder Wachtmeistersfrauen trugen. Burschen waren es, Bauernknechte, Studenten, Soldaten und Handwerkergefelln. Männer waren es, Holzhauer, Krämer, Schreiber, Fuhrleute und Gütler. Nein: grimmig sah keine einzige von all diesen Gestalten aus, vielmehr hatten sie alle einen flagenden, trauervollen Zug um Augen und Mund. Sie sahen alle einander ähnlich, als wenn sie zu einer Freundschaft, zu einer Familie gehörten. Diese Ähnlichkeit lag nicht nur in der bekümmerten Miene, lag nicht nur in der allen gemeinsamen Blässe ihrer blutlosen Gesichter: wie er sie jetzt schärfer und ruhiger betrachtete, erkannte er, daß sie, bei aller Verschiedenheit des Alters, des Standes und der inneren Durchbildung, ihm selbst alle ein wenig glichen. Waren das weitläufige Verwandte, von denen er nichts wußte, und die aus aller Welt herzugekommen waren, um ihn heimzusuchen?

Mit schwerer Junge fragte er endlich: „Wer seid ihr?“ Und die gewaltige Schar derer, die sich bisher stumm an ihn herangedrängt hatten, antwortete mit einem dumpfen, drohenden Murren: „Deine Kinder sind wir!“ Es war ein wahnsinniger Traum! Da standen sie zu Hunderten in seiner Stube und vor seinem Hause und nannten sich seine Kinder; und dabei hatte er kein Weib und kein einziges Kind. Vor zwanzig Jahren war er einmal nahe daran gewesen, zu heiraten, aber das Mädchen war arm, und er hatte sich überlegt, wieviel Ärger und Verdruß und Geld er sich sparen könne, wenn er ledig bleibe. Und er war ledig geblieben. Das Mädchen hatte ein Holzhauer zum Weibe genommen, und sie hatten miteinander sieben Buben und Dirnlein: der Älteste war nun schon wieder Kleinknecht... Nein, ein solches Kreuz hatte er sich nicht aufgebunden. Und nun nannten sich diese Hunderte seine Kinder! Was wollten sie eigentlich von ihm?

Sie schienen seine unausgesprochene Frage zu verstehen, denn jetzt hoben sie alle, Männer und Frauen und Kinder, ihren Arm, und jedes trug eine Art oder eine Säge. Und ein Holzhauer, der seinem Bett am nächsten stand, flüsterte scharf:

„Den unfruchtbaren Baum hauen wir ab!“

Da würgte den gelähmten Krämer von neuem das Entsetzen, denn er spürte dumpf, daß diese Rede irgendwie mit ihm zusammenhing, und er stöhnte:

„Ich habe ihn schon selber abgehauen, gestern bei Tag!“

Wieder schwoll das vielstimmige Gemurre: „Warum?“

„Weil er keine Äpfel trug!“, jammerte der Krämer,

„weil er nichts taugte und weil er den anderen Bäumen im Wege stand!“

„Du taugst auch nichts!“ zischte ihn einer im Soldatenrock an, „Du stehst den andern auch im Wege!“

Einer, der wie ein Pfarrer ausah, beugte sich drohend über ihn: „Um der Früchte willen, die er nicht trug, hast Du den Apfelbaum umgehauen: um unseretwillen, denen Du das Leben nicht schenkest, wirst Du abgehauen!“

Jetzt schlugen die Stimmen der Seimsucher in schwerer Brandung über dem Entsetzten zusammen: „Wirst Du abgehauen!“

Und die Holzhauer hoben ihre Hacken, und zwei bäuerische Gestalten, die zu beiden Seiten des Bettes standen, reichten einander ihre mächtige Baumsäge zu und setzten sie mit den scharfen verschränkten Zähnen auf seine Knie.

„Nein, nein!“, schrie der Krämer gellend, „laßt mich reden! Ich will Euch alles sagen! Ihr wißt ja nicht, wie schwer dieses Leben ist, wie hart und wie bitter! Das alles wollte ich Euch ersparen!“

Die Ungeborenen schlugen ein Lachen voll Hohn und voll Trauer an.

„Und deswegen mußten wir diesem Leben entsagen und auf diese Erde verzichten, Du selbstgenügsamer Lügner! und durften das Licht nicht sehen und die Luft nicht atmen und das Brot nicht kosten und das Wasser nicht trinken und die Liebe nicht im Herzen fühlen und kein Kind im Schoße tragen!“, rief ihm ein junges hochgebautes Weib anklägerisch zu.

„Sunger habe ich Euch erspart und Durst und Krankheit und Schmerzen und Arbeit Tag für Tag, und Kummer und Not!“, wimmerte Ludwig Scherbauer, als ob er um Gnade flehe.

„Meinst Du denn“, schrieen ihn die Burschen und Männer an, „wir wollen keinen Sunger und keine Schmerzen leiden und keine Arbeit tun? Nach alledem, wovor Du geflüchtet bist, Du Feigling, haben wir Verlangen!“

„Wir wollten die Erde bebauen!“

„Wir wollten Häuser aufrichten!“

„In den Wäldern wollten wir hausen!“

„Wir wollten Kinder warten!“

„Kranke und Bedürftige wollten wir pflegen!“

„Ich wollte Gottes Wort verkünden und dem Menschensohn nachfolgen!“

„Wir wollten die Weisheit ergründen!“

„Lieder wollte ich dichten, die am Abend die Liebenden fängen und zur Nacht die Träumenden sprächen!“

„Einem Manne wollten wir dienen im Hause und auf dem Acker!“

„Unsere Heimat und unser Volk wollten wir bewachen!“

„Leben wollten wir! Leben, leben! Und das Leben weitergeben!“

Das brauste und strudelte in unerhörter Sehnsucht auf den Krämer ein, der sein Lebtag nur sein Behagen gesucht und das Ungemeine gemieden hatte — und jetzt, in dieser ersten Stunde der Not und Bedrängnis, verspürte er plötzlich, daß all diese Sehnsucht nach wachem Leben, nach wirkender Tat und hilfsreicher Dienstbereitschaft auch in ihm selber geschlummert hatte, zutiefst und geheim, und daß er ein Ver-

worfener war, weil er diese Sehnsucht im Schlummer erstickt und nur sich selbst zum Genusse dahingelegt hatte, ohne etwas zu schaffen, ohne zu schenken, ohne Leben zu zeugen.

„Dein Apfelbaum“, sagte der Schlanke im schwarzen Rock noch einmal, aber ohne Jorn, „hat Früchte getragen, viele Jahre lang. Du hast ihn gefällt: aber er ist nicht tot. Du aber bist unfruchtbar geblieben von Anfang bis zu Ende, ein dürre Stamm bei all Deinem Fett. Du warst tot und wirst tot sein!“

Da zog der eine Bauernbursche das Fest der Baumsäge an, daß dem Krämer der Stahl bis in die Knochen drang, und im selben Augenblicke ließen die ungeborenen Kinder und Enkel und Kindesenkel, ob sie nun neben dem Bette standen oder im Hausgang oder draußen im Garten, alle ihre Beile und Äxte und Säuen über den erstarrten Mann fallen, und jede Schneide traf ihn. Er merkte noch, wie ihm das Blut aus den Adern spritzte — dann sank er um, wie

gestern der alte Apfelbaum in seinem Garten umgefallen war, als die Sacke seine Herzwurzel durchhauen hatte.

Als Todesursache gab der Amtsarzt Herzschlag durch Adernverkalkung und Herzverfettung an. Der Pfarrer, der neben ihm am Totenlager stand, nickte nachdenklich: „Ungetröstet und ohne Wegzehrung hat er dahinfahren müssen. Er hatte ja kein Weib, das ihm die Augen zudrücken, und kein Kind, das mich mit den Sterbefakramenten hätte holen können. Er hat keine Menschenseele liebgehabt, und ihn hat wohl auch kein Mensch geliebt.“

Da Ludwig Scherbauer keine Verwandtschaft besaß und er auch kein Testament aufgesetzt hatte, fiel sein wohlgebautes Haus und sein aufgespartes Geld der Gemeinde zu, die damit den elternlosen Kindern, die bisher von Haus zu Haus geschoben und nirgends reich aufgenommen worden waren, eine wirkliche Heimstatt gründete.

Aus neuen Büchern und Schriften.

Der nachstehende Aufsatz erscheint als Vorwort zum 81. Bande des „Deutschen Geschlechterbuchs“ (Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien). (Klein 8°, Umfang etwa 600—700 Seiten und vielen Bildern und Wappen, Einzelpreis 20,— Xll. [bei Vorbestellung 14,— Xll.] beim Fachverlag für Sippenforschung und Wappenkunde C. A. Starke, Görlitz.)

Verhältnismäßig spät, nach 80 anderen Bänden, tritt das Land Baden auf den Plan mit dem ersten badischen Band des Deutschen Geschlechterbuchs. Er ist um so reifer und gültiger geworden, und er beweist zu aller Erstaunen, daß dies Land in der Südwest-Ecke des deutschen Vaterlands in der sippenkundlichen und lebensgesetzlichen Forschung von heute führet. Man mag rätseln, warum gerade Baden unter den Nachzügeln dieser Sammlung steht, aber man kann nicht bestreiten, daß man es als die Wiege der heutigen deutschen Sippenforschung bezeichnen könnte. Sind es doch zwei Badener, deren Namen an der Spitze der Sippenkunde und Erbforschung stehen, jedem Deutschen bekannt und wert: Hans Günther und Eugen Fischer, Vorkämpfer für den rassistischen Aufbau des deutschen Volkes. Baden, das heißt das Land der Alemannen und Franken vom Hoch-Rhein bis zur Pfalz, Land zwischen den Bergen und Tälern des Rheins, der Donau, des Mains, und seine Bewohner sind gemischt aus allen Blutsbestandteilen seiner Besiedler. Man ist in der Sippenforschung vor Überraschungen niemals sicher. So reich und mannigfaltig ist kaum noch ein deutscher Stamm, das erkennt erst, wer seine Ahnenschaft zusammensucht. Blutsströme aus allen Teilen des Gebiets flossen hier zusammen, auch der Nachbarn Österreich, Oberbaden stand Jahrhunderte lang unter österreichischer Herrschaft, und das südliche

Gebirge des Bodensee-Gebietes ist vorherrschend (Vorarlberger, Salzburger, Tiroler); Blutsströme aus der Schweiz, dem Elsaß, aus Bayern, Schwaben, und vielleicht war diese Vielfalt ein Grund, weshalb es geraumer Zeit bedurfte, um Ordnung und Sichtung in die Fülle hereinzubringen und bis zu den Quellen vorzustößen. Schwaben hatte viele Reichsstädte, festumschlossene Gebilde, in deren Mauern Ehen untereinander geschlossen wurden: die Ahnenforschung war erleichtert. In den einsamen Höhen des Bauernlandes im Schwarzwald pflegte man seine Ahnen nicht aufzuschreiben.

Und doch ist die Frage nach den Ahnen auch im badischen Gebiet schon alt. Überlingen zwar, das heute zu Baden gehört, war noch eine schwäbische Reichsstadt, als man das Bürgermeister-Geschlecht der Mader auf einer riesigen Stammtafel aufstellte, beginnend mit Burkhardus um 1400. Aber starke Ansätze zur Ahnenforschung waren auch in dem eigentlichen badischen Gebiet zu verzeichnen. Julius Kindler v. Kobloch gab mit Otmare Freiherrn von Stozingen das Oberbadische Geschlechterbuch heraus, das von Erwein Freiherrn von Aretin fortgeführt in drei Bänden bis zum Buchstaben R vorliegt, eine bahnbrechende Arbeit. Edward Freiherr von Hornstein-Grünningen schrieb ein Werk „Die von Hornstein und von Hertenstein, Erlebnisse aus 700 Jahren, ein Beitrag zur schwäbischen Volks- und Adelskunde“.

Bürgerliche Geschlechter wurden bearbeitet von Albrecht Keller „Die Familie Glockner“, von Engelbert Krebs „Alte Freiburger Bürgerfamilien“, von Siegfried Federle „Die Familie Federle“, Nepomuk Häfler brachte eine Arbeit über ein Bauerngeschlecht der Baar; Florian Waldeck veröffentlichte eine Reihe von Bänden „Alt-Mannheimer Familien“. Zu Mannheim hatte sich